

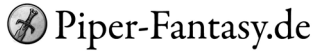
Mara Volkers

# Die Tore der Geister

Roman

Piper München Zürich

*Entdecke die Welt der Piper Fantasy:*



Von Mara Volkers liegen bei Piper vor:  
Die schwarze Königin  
Die Reliquie  
Die Tore der Geister



FSC

MIX

Papier

FSC® C083411

Originalausgabe

Oktober 2011

© 2011 Piper Verlag GmbH, München

Umschlagkonzeption: semper smile, München

Umschlaggestaltung: [www.guter-punkt.de](http://www.guter-punkt.de)

Umschlagabbildung: Julius Kramer / Fotolia

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-492-26805-9

Manuela kämpfte schon den ganzen Tag mit dem Gefühl drohender Gefahr. Als sie am Marienplatz mit der Rolltreppe in den S- und U-Bahnhof hinabfuhr, wurde es so stark, dass sie sich am liebsten umgedreht und gegen die in die Tiefe gleitenden Stufen nach oben gerannt wäre. Doch hinter ihr drängten sich die Menschen und blockierten den Weg.

Unten angekommen dachte sie an die Kundin, die auf sie wartete, und beschloss, nicht umzudrehen. Manuela war auf das Geld angewiesen, das die Frau ihr für die Séance zahlen würde. Zudem reizte es sie, wieder einmal Kontakt zur Geisterwelt aufzunehmen. Die meisten Kunden erwarteten von ihr, dass sie ihnen die Karten legte oder im Kaffeesatz las, und das war eigentlich unter ihrer Würde.

Während sie diesen Gedanken nachhing, erreichte sie die nächste Rolltreppe und ließ sich weiter nach unten tragen. Ein junger Mann im Nadelstreifenanzug mit gegeltem Haaren hastete an ihr vorbei, um ja noch die nächste U-Bahn zu erreichen, und schlug ihr dabei mit seinem Trolley gegen das Schienbein. Es tat weh und Manuela schimpfte hinter ihm her. »He, Sie da, können Sie nicht aufpassen?«

Sich zu entschuldigen gehörte jedoch nicht zum Verhaltensmuster des Nadelgestreiften, der gerade zwei junge Frauen, die nebeneinanderstanden, rüde beiseitestieß und zwei Stufen der Rolltreppe auf einmal nahm.

»Rowdy!«, rief ihm eine der Frauen nach und erntete ein »dumme Kuh!« dafür.

Der Ärger über den Zwischenfall hatte Manuela abgelenkt. Doch als sie den Bahnsteig erreichte, kehrten ihre Ängste mit doppelter Wucht zurück. Gewohnt, auf ihre Intuition zu vertrauen, lauschte sie in sich hinein. Nach wie vor empfand sie ein tiefes Grauen, konnte aber keinen Grund für dieses Gefühl entdecken.

Sie schüttelte den Kopf und trat nach vorne, da die U-Bahn gerade einfuhr. Es handelte sich um eine der alten Zuggarnituren aus einzelnen Wagen und nicht um den langen Wurm, durch den man von einem Ende bis zum anderen gehen konnte.

Aus den sich öffnenden Türen quollen so viele Menschen heraus, als hätte man sie innen bis unters Dach gestapelt. Manuela zwängte sich hinein und ließ sich auf den nächsten freien Sitz nieder. Ein anderer Passagier, der um den Bruchteil einer Sekunde zu spät kam, knurrte sie verärgert an. Manuela blickte zu ihm hoch und erkannte den Rüpel von der Rolltreppe. Er hatte also doch keine frühere Bahn erwischt. Das freute sie ebenso wie die Tatsache, dass er jetzt stehen musste.

Als sie sich zurücklehnte, streifte ihr Blick die Zeitung des Mannes, der ihr schräg gegenüber saß. »Erhöhte Sonnenaktivität – Starker Sonnenwind erwartet«, lautete die Schlagzeile, darunter waren reißerisch die Probleme aufgelistet, die dieser Sonnenausbruch auf der Erde verursachen könnte. Eine Störung des Münchner U-Bahnbetriebs gehörte nicht dazu, wie Manuela noch feststellen konnte, bevor der Mann die Zeitungsseite umschlug und sich anderen Artikeln widmete.

Möglicherweise ist der Sonnensturm an meinen negativen Gefühlen schuld, fuhr es Manuela durch den Kopf. Seit jeher reagierte sie sehr sensibel auf kosmische Ereignisse. Die Supernova, die von dem Weltraumteleskop Hubble im letzten Jahr entdeckt worden war, hatte sie bereits Tage zuvor gespürt. Aber so schlecht wie jetzt hatte sie sich damals nicht gefühlt.

Mit einem Mal wurde ihr schwindelig, und ihr Blick trübte sich. Dann war es ihr, als schwebte sie hoch über der Erdoberfläche im Orbit. Das ewige Licht der Sterne umging sie, doch sie kam nicht dazu, diesen Anblick zu genießen, denn ihr Blick richtete sich auf die Sonne.

Fassungslos starrte Manuela den Glutball an, der ganz anders aussah als auf den Fotos in den Wissenschaftsmagazinen. Es war, als würde die Sonne von innen heraus erschüttert. Wellen liefen über ihre Oberfläche, und es bildeten sich Wirbel, die Fontänen von Sonnenplasma ins All spien. Ungeheure Mengen an Energie rasten in Wellenform auf die Erde zu und hüllten den Planeten in ein goldenes Licht, das ohne nennenswerten Widerstand das schützende Magnetfeld durchdrang und die Tagseite des Planeten bombardierte.

Manuela krümmte sich, als die Strahlung sie traf, die nur für ihre besonderen Sinne sichtbar war, und ihre Vision erlosch so schnell, wie sie gekommen war. Unvermittelt fand sie sich in der U-Bahn wieder. »Nächster Halt Giselastraße«, meldete der Fahrer gerade in breitem, bayrisch gefärbten Dialekt.

Also hatte sie zwei Stationen durchfahren, ohne es wahrzunehmen. Sie hatte schon öfter Visionen gehabt, doch noch nie waren sie so bedrohlich gewesen wie dieser Sonnensturm. Manuela schüttelte sich und wollte zu dem Mann mit der Zeitung hinüberschauen. Doch dieser war inzwischen ausgestiegen. Nun saß eine schlanke Frau auf dem Platz und las ebenfalls Zeitung.

»US-Militärs wollen neuen Satelliten testen – Wissenschaftler warnen«, konnte Manuela entziffern. Der Text darunter war jedoch zu klein, als dass sie hätte weiterlesen können.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Manuela sich weder um das US-Militär noch um irgendwelche Satelliten gekümmert. Ihr Metier war die Welt des Übersinnlichen, nicht die der Technik, mit der sie zugegebenermaßen nicht besonders gut zu-

rechtkam. Zwar hatte ein geduldiger Freund sie mit deren Tücken versöhnen wollen, aber ohne großen Erfolg. »Mein Handy, mein Feind«, dachte sie und lachte über sich selbst. Über das Ding hatte sie sich schon oft geärgert. Auch mit der Kaffeemaschine, die ihre Großmutter ihr vor zwei Jahren geschenkt hatte, war sie nicht warm geworden. Das Ding hatte bereits nach zwei Tassen den Geist aufgegeben und lag nun im hintersten Eck ihres kleinen Kellers. Daher rührte sie weiterhin Kaffeepulver in heiße Milch und genoss den cremigen Geschmack.

Sie wunderte sich, weshalb ihr all diese nebensächlichen Dinge durch den Kopf gingen, während die Erde von winzigen Sonnenteilchen bombardiert wurde und die Amerikaner einen anscheinend gefährlichen Weltraumtest vollführten.

Kaum hatte sie das gedacht, konnte sie den Satelliten vor ihrem inneren Auge sehen. Das Ding war mindestens so groß wie ein Stadtbus. Sie war selbst nicht sicher, ob sie wieder eine Vision hatte oder ob nur die Erinnerung an Fernsehberichte in ihr auftauchte. Aber das Gebilde, das sie vor sich sah, glich keinem der Objekte, die sie kannte, weder der russischen Station MIR noch der ISS, der International Space Station. Anders als jene eher filigranen Gebilde wirkte der Satellit mit seinem gepanzerten Rumpf und dem wie eine Schale geformten Sonnensegel von der Größe einer Fußballarena auf sie aggressiv. An der Unterseite des künstlichen Himmelskörpers ragte ein dickes Rohr aus der glatten Hülle und zeigte wie eine Kanone auf den Planeten.

Im nächsten Augenblick schwebte Manuela neben dem Satelliten und blickte auf den riesigen blauen Erdball herab. Unter ihr lag Amerika, und das Rohr zielte auf eine Gegend im Südwesten, etwa auf Colorado, Arizona oder Utah. Gleich würde etwas Entsetzliches passieren, dessen war sie sicher. Immerhin war sie eine Hexe – und eine sehr gute dazu, auch wenn die übrige Menschheit, insbesondere ihre Nachbarn

und Bekannten, sie als Spinnerin bezeichneten und einige von ihnen nicht immer freundliche Scherze mit ihr trieben.

Ein Blick auf die Anzeige der U-Bahn machte Manuela darauf aufmerksam, dass sie während der letzten Visionen bereits über ihre Zielstation hinausgefahren war. Aber sie vermochte nicht aufzustehen, sondern saß wie erstarrt und richtete ihr geistiges Auge wieder auf das, was über der Erde geschah.

## 2

Etwa um die gleiche Zeit stand Pater Fabian in einer prachtvoll eingerichteten Wohnung in Bogenhausen und haderte mit sich selbst. Ein Exorzismus war eine ernste Sache, die mit hoher Konzentration betrieben werden musste. Doch an diesem Tag schweiften seine Gedanken immer wieder ab, und er hatte sogar schon Teile seiner Litanei durcheinandergebracht. Es gelang ihm einfach nicht, sich auf die junge Frau in dem eleganten Kostüm zu konzentrieren, die vor ihm auf einer Ottomane lag. Möglicherweise störten ihn die beiden älteren Damen, welche auf Stühlen an der Wand dem Exorzismus als Zeuginnen beiwohnten. Sie wirkten so entsetzt, als müsse jeden Augenblick der Teufel aus ihrer Nichte herausfahren.

Doch dann begriff er, dass es nicht die Frauen waren, die ihn irritierten, sondern etwas, was sich außerhalb dieser vier Wände befinden musste. Im nächsten Moment sah er wie in einer Vision den Himmel über sich, der in einem ungewohnt goldenen Licht strahlte und gleichzeitig zu brennen schien. Das Gefühl von Hitze wurde so intensiv, dass seine Haut prickelte.

Im nächsten Moment gaukelte seine Phantasie ihm Bilder

eines monströsen Satelliten vor, der eben damit begann, den Sonnenwind mit einem riesigen Parabolspiegel einzufangen. Kleine Blitze zuckten über die Außenhaut des Zylinders, der den Hauptteil des künstlichen Himmelskörpers bildete, drangen an seiner Unterseite, wo die Hülle dünner war, in das Innere ein und ließen elektronische Bauteile wie Butter schmelzen. Die Energie, die der gewaltige Spiegel des Satelliten einfing, wurde durch Prismen geleitet, die der Zerstörung standhielten, und schossen als gebündelter Strahl durch ein Rohr, das auf die Erde gerichtet war.

Unter dem Eindruck dieser Bilder verhaspelte Pater Fabian sich und bemerkte, dass die beiden Zuschauerinnen unruhig wurden. Sie waren schon mehrmals bei einem Exorzismus zugegen gewesen und spürten, dass etwas ganz und gar nicht stimmte.

Bevor der Pater seine Gedanken ordnen konnte, machte sein Geist sich erneut selbstständig, und er fand sich in einem hermetisch abgeschirmten Kommandostand wieder. Dutzende Uniformierte ließen die Computerbildschirme vor ihnen nicht aus den Augen. Andere, darunter auch Zivilisten, starrten auf eine Großbildleinwand. Darauf war der Monstersatellit zu sehen, der tausendfach verstärkte und durch keine Atmosphäre gefilterte Sonnenenergie auf die Erde schickte. Weitere Zuschauer drängten sich vor Sichtluken aus Panzerglas und richteten Ferngläser auf Gebäude, die in etwa drei Kilometer Entfernung zu erkennen waren.

»Gleich geht es los!«, hörte Fabian einen der Männer sagen und richtete seine Aufmerksamkeit ebenfalls auf die Häuser, die zu einem nicht mehr benützten Teil des Militärstützpunkts zu gehören schienen.

Im nächsten Moment schoss ein greller Strahl vom Himmel, schlug mit der Gewalt einer Atombombe in den Boden ein und pulverisierte die Gebäude. Die Erde schmolz in einem Umkreis von mehr als einem Kilometer und verwand-

delte sich in glühenden Brei, der wie Lava aufspritzte und nach allen Seiten floss.

Mit dieser Wirkung hatten die Militärs offensichtlich nicht gerechnet. Einige schrien durcheinander, und einer hieb mit der Faust auf den Alarmschalter. Die meisten aber starrten fassungslos auf die Zone der Zerstörung, die immer größer wurde und bereits gegen die Abschirmung des Kommandostands anbrandete.

Im gleichen Augenblick erschütterte eine gewaltige Explosion weiträumig das Land um den Stützpunkt, und eine gleißende Welle raste wie ein Tsunami aus Licht und Feuer über den Erdball. Noch während Pater Fabian fassungslos zusah, spürte er einen heißen Windstoß auf der Haut. Die Kerzen, die er entzündet hatte, erloschen, und er stand mit drei schreienden Frauen in völliger Dunkelheit.

### 3

Manuela schrak hoch, als die U-Bahn mit einem Schlag stehen blieb. Um sie herum purzelten die Fahrgäste durcheinander. Sie selbst wurde vom Sitz gerissen und prallte auf ihr Gegenüber. Schreie ertönten, ein Mann schimpfte wie ein Rohrspatz und jemand versuchte, in Manuelas Handtasche zu greifen. Sie merkte es früh genug und zog dem Taschendieb mit den Fingernägeln Furchen in den Handrücken.

Während der Kerl mit einem gepressten Stöhnen zurückzuckte, sah Manuela sich um. Es war so düster, dass sie im ersten Moment nur Umrisse erkennen konnte. Langsam aber gewöhnten sich ihre Augen an das spärliche Licht. Seltsamerweise war die Welt um sie herum ganz in Rot getaucht, als gäbe es keine anderen Farben mehr. War ihr das schon un-

heimlich, so ließ das Benehmen der übrigen Fahrgäste die Situation geradezu grotesk erscheinen. Der Mann im Nadelstreifenanzug kniete auf dem Boden und tastete hilflos herum, ohne der blutenden Platzwunde auf seinem Kopf Beachtung zu schenken. »Wo ist mein Trolley?«, schrie er immer wieder, obwohl er die Hand nur etwas weiter hätte ausstrecken müssen, um das Ding packen zu können.

»Ich kann nichts sehen! Mach doch mal einer Licht!«, kreischte die Frau mit der Zeitung.

Ein Dritter hämmerte gegen die Tür und fluchte mit überschnappernder Stimme.

»Warum macht der Fahrer denn keine Durchsage?«, hörte Manuela eine Frau jammern.

»Wahrscheinlich sind wir mit einer anderen U-Bahn zusammengestoßen«, mutmaßte jemand.

»Schmarrn! Das hätte ganz anders gekracht«, gab eine Männerstimme zurück. »Wahrscheinlich ist der Strom ausgefallen. Darum kann der Fahrer auch keine Durchsage machen. In ein paar Minuten ist alles wieder in Ordnung. Also, Leute, bleibt ruhig sitzen ...«

»Wenn wir einen Sitzplatz hätten!«

»Dann bleib eben ruhig stehen!«

»Und passt auf eure Geldbeutel und Handtaschen auf! Eben wollte mich jemand beklauen«, rief Manuela dazwischen.

Zwar begriff sie nicht, was hier geschehen war, doch eines war ihr mittlerweile klar geworden: Die Menschen um sie herum bewegten sich wie in absoluter Finsternis, während sie selbst dieses eigenartige rote Licht wahrnahm, das nicht von dieser Welt zu stammen schien.

Ihr Verantwortungsgefühl zwang Manuela aufzustehen und zu zwei kleinen Kindern zu gehen, die offenbar allein in der U-Bahn saßen und vor Angst weinten. Zu anderen Zeiten hätte sofort jemand die Chance genützt und sich auf den frei gewordenen Platz gesetzt. In der herrschenden Dunkelheit

wagten die Leute jedoch nicht, sich von der Stelle zu rühren. Nur der Nadelgestreifte suchte immer noch seinen Rollkoffer, der jetzt, da jemand ihn beiseitegestoßen hatte, ein Stück von ihm entfernt lag.

»Macht doch endlich Licht! Ich brauche meinen Trolley. Da sind wichtige Sachen drinnen«, rief er verzweifelt.

Manuela kämpfte einen Augenblick mit sich selbst, dann riet sie den beiden Kindern, sich aneinander festzuhalten, und schob den Trolley in Richtung seines Besitzers. »Hier ist er. Passen Sie das nächste Mal besser auf und fahren Sie den Leuten nicht mehr mit dem Ding über die Füße!«

Danach blieb ihr nicht mehr, als die weinenden Kinder zu beruhigen und zu warten. Vor ihrem geistigen Auge sah sie den U-Bahn-Fahrer, der hektisch sämtliche Knöpfe in seinem Führerstand drückte und nach der Leitstelle rief, ohne dass eine Antwort kam.

Schließlich gab der Mann auf und öffnete die Tür zum Fahrgastraum. Die Leute bemerkten ihn jedoch erst, als er zu sprechen begann. »Wie es aussieht, haben wir ein Problem. Ich habe keine Verbindung zur Leitstelle, und ich weiß auch nicht, was passiert ist. Ich warte jetzt noch ...«, er blickte kurz auf die Leuchtziffern seiner Uhr und stieß einen Fluch aus. »Sakra, jetzt ist das Ding auch stehen geblieben. Wisst ihr was, Leute? Wir schauen, dass wir zum nächsten Notausstieg kommen. Hat jemand von euch eine Taschenlampe? Die, die im Führerstand sein sollte, hat wohl bei der letzten Inspektion Beine bekommen.«

»Nein, aber ein Feuerzeug!« Ein junger Fahrgast zog es aus der Tasche und zündete. Die Leuchtkraft der Flamme reichte nicht einmal einen Meter weit, genügte dem Mann aber, sich bis zum Schaffner vorzuarbeiten und diesem zu helfen, die erste Tür zu entriegeln.

»Und rennt bitte nicht alle nach draußen! Wenn der Stromabnehmer wieder Saft kriegt, wird derjenige, der ge-

rade draufsteht, wie ein Brathendl gebrutzelt«, warnte der U-Bahn-Fahrer und ließ sich dann von dem Mann mit dem Feuerzeug zur nächsten Tür lotsen.

Manuela sah, wie mühsam das ging, und kämpfte sich zu dem Mann durch. »Es ist besser, wenn ich Ihnen helfe. Ich kann nämlich noch etwas sehen!«

»Sie wollen bei dieser Dunkelheit was sehen können? Da haben Sie wohl Röntgenaugen«, fuhr der Mann mit dem Feuerzeug sie an. Da auch der U-Bahn-Fahrer ihr erklärte, sie solle sich nicht so aufspielen, kehrte Manuela zu den Kindern zurück, setzte sich zwischen die beiden und schlang die Arme um sie.

## 4

Mit zitternden Händen tastete Pater Fabian in der Innentasche seiner Soutane nach den geweihten Streichhölzern und brannte eines davon ab, um die Kerzen wieder anzuzünden. Sein Kopf schmerzte, als hätte ihm jemand eine Holzkeule über den Schädel geschlagen, und selbst die kleine Flamme tat ihm in den Augen weh.

»Was war das?«, fragte die Frau, deren bösen Geist er hätte austreiben sollen.

»Ich weiß es nicht«, antwortete der Geistliche leise.

»Es brennt keine Lampe mehr! Also muss es im Haus einen Kurzschluss gegeben haben«, erklärte eine der älteren Frauen und trat, als die Kerzen wieder brannten, zum Lichtschalter. Obwohl sie ihn mehrmals betätigte, gingen die Zimmerlampen nicht an.

»Ich versuche, den Hausmeister zu erreichen«, erklärte ihre Schwester, nahm das Handy und wollte die Nummer

eintippen. Doch schon nach zwei Ziffern blickte sie den Geistlichen fassungslos an. »Schauen Sie sich das Display an! Das Ding ist absolut tot. Dabei war der Akku vollgeladen.«

»Da muss mehr passiert sein als nur ein lumpiger Kurzschluss hier im Haus.« Pater Fabian dachte an die leuchtende Energiewelle, die er in seiner Vision über die Erde hatte rasen sehen, und ihm dämmerte, dass das keine Einbildung gewesen war.

»Können wir die Rollläden hochfahren?«, fragte er. Die Nichte der beiden älteren Damen eilte zum Fenster und drückte zwei Schalter. Doch es tat sich nichts.

»Leider nicht! Die sind ebenfalls elektrisch«, entschuldigte sie sich.

Pater Fabian hob beschwichtigend die Hand und verließ das Zimmer. Im Flur war es stockdunkel. Er entzündete eine weitere Kerze und ging hinüber in die Wohnküche der großen Dachgeschosswohnung. Hier waren die Jalousien zu seiner Erleichterung noch nicht geschlossen worden, und so konnte er das Fenster öffnen und hinaussehen.

Auf den ersten Blick wirkte alles ganz normal. Dann aber sah er nach unten und erstarrte. Kein einziges Auto fuhr mehr. Die Leute saßen entweder steif wie Puppen im Innern der Fahrzeuge oder rannten kopflos durch die Gegend. Einige Männer hatten die Motorhaube ihres Wagens geöffnet und zupften darin herum.

»Ich begreife das nicht!«, entfuhr es dem Priester.

»Da muss etwas Größeres passiert sein! Möglicherweise ist das Stromnetz in ganz Oberbayern zusammengebrochen.« Die junge Frau war ihm gefolgt und trat nun an den Kühlschrank, um eine Dose Cola herauszuholen.

»Für Sie auch eine, ehrwürdiger Vater?«, fragte sie.

Pater Fabian nickte gedankenverloren. Während er die Dose entgegennahm, aufrisst und durstig trank, glaubte er zu fühlen, dass sich dieser Stromausfall nicht auf Oberbayern

beschränkte. Außerdem würde das nicht erklären, warum die Autos betroffen waren.

»Haben Sie ein batteriebetriebenes Transistorradio?«, fragte er die Frau.

Diese schüttelte lachend den Kopf. »So etwas Primitives kommt mir nicht ins Haus. Ich habe eine Stereoanlage mit Radio und CD-Player und den Fernseher mit allem, was dazugehört.«

»Da die Geräte auf elektrischen Strom angewiesen sind, helfen sie uns nicht weiter«, antwortete Pater Fabian verärgert.

»Dir wird bald überhaupt nichts mehr weiterhelfen«, behauptete die Frau mit völlig veränderter Stimme.

Pater Fabian fuhr herum und starrte sie an. »Was sagen Sie?«

»Dass du dir deinen lächerlichen Exorzismushumbug an den Hintern nageln kannst!« Die Frau lachte nun in tiefer, männlicher Tonlage und musterte ihn mit unnatürlich glühenden Augen.

»Sie sind tatsächlich von einem bösen Geist besessen!«, rief der Priester.

Die Frau – oder vielmehr der Geist in ihr – amüsierte sich. »Du merkst aber auch alles! Doch du kennst nur einen Zipfel der Wahrheit. Daher werde ich so gnädig sein und dich erleuchten. Ihr Menschen seid am Ende! Ein für alle Mal erledigt! Ihr habt euch eben selbst den finalen Fangschuss verpasst. Ich habe zwar keine Ahnung von technischen Dingen, aber ich konnte in deinem Kopf mit ansehen, wie ihr euch mit jenem Experiment in Amerika selbst lahmgelegt habt. Dabei – und das werdet ihr noch zu spüren bekommen! – wurden die Tore zur Geisterwelt geöffnet. Die waren bisher nur schwer zu durchdringen. Selbst ich habe das meiste von meiner drüben erworbenen Macht und sogar einen Teil meiner selbst beim Durchgang in diese Welt zurücklassen müs-

sen. Aber jetzt habt ihr Menschen mir die Chance gegeben, ganz herüberzukommen! Daher kann ich diese Tussi hier endlich so beherrschen, wie es mir passt. Sieh her, was ich mit ihr mache!«

Bevor der Priester entscheiden konnte, ob das, was er eben erlebt zu haben glaubte, seiner Phantasie entsprang oder doch die Wahrheit war, begann die junge Frau, sich mit eckigen Bewegungen auszuziehen.

»Bitte tun Sie das nicht!«, flehte Pater Fabian, wagte aber nicht, sie zu berühren.

»Kommen Sie rasch, Ihre Nichte dreht durch«, rief er stattdessen ihren Tanten zu.

Diese stürzten herein, sahen ihre Verwandte, die sich bereits bis auf Höschen und BH entblättert hatte, und schlugen die Hände über dem Kopf zusammen. »Was haben Sie mit ihr gemacht, ehrwürdiger Vater?«

»Ich? Nichts! Sie ist von einem unreinen Geist besessen.«

»Beleidige mich nicht!«, schimpfte dieser. »Als Geist bin ich allemal sauberer als ihr Menschen mit euren ganz und gar überflüssigen Körpern. Andererseits kann man mit denen so einiges anstellen. Willst du mir nicht den BH aufmachen? Dann wird dir einiges geboten!«

»Ziehen Sie sich wieder an«, befahl der Pater, als hätte er nur eine verwirrte Frau vor sich.

Der Geist dachte jedoch nicht daran, ihm diesen Gefallen zu tun, sondern streifte den BH über den Kopf und schob dann das Höschen hinab.

»Gefällt dir, was du siehst, Paterchen? Du könntest ein paar Kerzen in den Flur stellen, damit ich mich im Spiegel betrachten kann.«

Pater Fabian antwortete ihm nicht, sondern wandte sich an die beiden älteren Damen. »Wenn wir verhindern wollen, dass Ihre Nichte zu Schaden kommt, müssen wir sie mit Gewalt ankleiden und festbinden.«

»Wenn Sie es sagen, Hochwürden«, antwortete die Ältere der beiden zögernd.

Da ihre Nichte Anstalten machte, die Wohnungstür zu öffnen, zerrte sie sie zusammen mit ihrer Schwester zurück und schleifte sie ins Schlafzimmer. Die Besessene wehrte sich wie der Teufel, und so musste auch Pater Fabian eingreifen. Er hielt sich nicht mit so Kleinigkeiten wie Höschen und BH auf, sondern streifte der jungen Frau ein T-Shirt über und zwang ihre Beine in eine Jeans. Zuletzt fesselten sie die Besessene mit zwei Seidenschals an ihr Bett.

Als dies geschehen war, trat Pater Fabian aufatmend zurück. Noch während er sich fragte, weshalb die Frau sich zuletzt nicht mehr gewehrt hatte, ließ ihn ein erstickter Ruf aufhorchen. Er drehte sich um und sah eine Schwester mit ausgestreckter Hand auf die Ältere zeigen, die sich gerade sämtlicher Kleider entledigte und dabei in ebenso hämischem Tonfall lachte wie zuvor ihre Nichte.

## 5

Endlich war es dem Fahrer gelungen, bis zum letzten Wagen vorzudringen und alle Fahrgäste zu informieren. Zwei Männer hatten Taschenlampen bei sich, einer ein älteres Modell, der andere eine soeben gekaufte, die mit einer elektronischen Steuerung versehen war. Der Mann musste lachen, weil er in der Aufregung nicht daran gedacht hatte, die Batterien in seine Lampe zu schieben und seine Neuerwerbung einzuschalten. Als er das jetzt nachholte und versuchte, Licht zu machen, erlebte er eine Enttäuschung.

»Das Ding funktioniert nicht! Die haben mir ein kaputtes Teil verkauft!«, rief er empört.

»Vielleicht haben Sie die Batterien falsch eingelegt«, wandte der zweite Mann mit Taschenlampe ein und richtete den Lichtkegel auf ihn. Doch auch, als er die Batterien wieder herausnahm und neu einsetzte, tat sich nichts.

Während er fluchte und hinten im Wagen eine Frau einen hysterischen Anfall erlitt, wurde Manuela endgültig bewusst, dass etwas Entsetzliches geschehen sein musste. Ihre Gedanken drifteten davon und sie sah das Cockpit eines Flugzeugs vor sich. Einen der Piloten kannte sie. Es war Henry, mit dem sie im letzten Jahr zwei Monate lang zusammengelebt hatte. Wegen seiner beleidigenden Sprüche, mit denen er ihre »Esoteriktrips« ständig bedacht hatte, war die Beziehung schließlich in die Brüche gegangen.

Daher wunderte sich Manuela, ausgerechnet ihn in einer Vision zu sehen. Da fiel ihr Blick auf die Uhr im Cockpit und sie erstarrte. Diese zeigte genau eine Minute vor dem Augenblick an, an dem – laut ihrer Armbanduhr – die U-Bahn ausgefallen war. Sie begriff, was gleich passieren würde, und versuchte, die Bilder mit aller Kraft aus ihren Gedanken zu vertreiben. Doch es war vergebens.

»Noch eine halbe Stunde, dann sind wir in München«, erklärte der Copilot eben.

»Noch eine halbe Minute, und ihr seid tot«, dachte Manuela entsetzensstarr.

»Ich habe zwei freie Tage vor mir«, antwortete Henry, während die Sekundenanzeige der Borduhr unbarmherzig weiterzählte. »Schade, dass es mit Martina und mir auseinandergegangen ist ..., äh, nein, Manuela hieß sie. Im Bett war sie eine Rakete, aber im Kopf so crazy, dass ich mir manchmal das Lachen verkneifen musste. Stell dir vor, die hat beim Bumsen einen besonderen Stein in der Hand gehalten, weil sie damit einen extra starken Orgasmus bekommen würde.«

»Weiber gibt es ...«, antwortete der Copilot lachend und

schrrie im nächsten Moment auf, denn eine leuchtende Wand raste auf das Flugzeug zu. »Was ist das?«

Die Maschine tauchte in das Licht, erzitterte wie unter einem harten Schlag, und sämtliche Kontrollleuchten fielen aus. Dann neigte sich die Nase des Flugzeugs nach unten.

»Verdammt, tu doch was!«, schrie der Copilot und wiederholte die Griffe, die er im Flugsimulator gelernt hatte.

Henry zog das Steuer auf sich zu, doch die Maschine reagierte nicht, sondern setzte zum Sturzflug an. Unter ihnen war eine Stadt zu erkennen.

»Der Bordcomputer ist ausgefallen. Ich starte ihn neu!« Nun begann auch Henry, wie wild auf Knöpfe zu drücken und Schalter umzulegen. Doch die Kontrolltafel blieb dunkel.

Eine Stewardess stolperte herein. »Was ist los?«

»Wir stürzen ab«, hörte Manuela Henry noch sagen, dann schwebte sie über dem Flugzeug und sah es mitten in der Stadt gegen ein großes Gebäude prallen und in einem riesigen Feuerball vergehen.

Das Nächste, was Manuela spürte, waren ihre schmerzenden Wangen und ein weiterer Hieb. Sie riss die Augen auf und sah den Mann im Nadelstreifenanzug über sich. Er hielt jetzt ebenfalls ein Feuerzeug in der Hand und setzte gerade zur nächsten Ohrfeige an.

»He! Halt! Das tut doch weh«, beschwerte Manuela sich.

»Sie sind ohnmächtig geworden. Wahrscheinlich der Schock! Es ist aber auch eine große Sauerei, was hier läuft. Ich werde mich beim Oberbürgermeister beschweren. Ich müsste längst bei meiner Besprechung sein. Da nimmt man ein Mal die öffentlichen Verkehrsmittel, und schon passiert so was. Hoffentlich kriege ich gleich ein Taxi, wenn wir aus diesem elenden Rattenbau heraus sind!«

Da Manuela die Tiraden des Mannes nicht interessierten, kämpfte sie sich wieder auf die Beine und suchte nach den

beiden Kindern. Inzwischen hatten sich andere Fahrgäste ihrer angenommen und ließen sie nicht mehr zu ihnen. Ein Paar mittleren Alters gab sogar einige bissige Kommentare von sich, und ein junger Mann murmelte etwas von einer hysterischen Ziege.

Manuela achtete nicht darauf, denn ihre Gedanken galten immer noch dem Flugzeugunglück. Das, was sie in der Vision miterlebt hatte, war kein Phantasiegebilde gewesen, sondern ein Absturz, der sich tatsächlich ereignet hatte. Dessen war sie sich sicher. Also war nicht nur die U-Bahn ein Opfer dieser unerklärlichen Kraft geworden, sondern auch andere Fahrzeuge und wahrscheinlich noch vieles mehr. Bei der Vorstellung, wie viele Flugzeuge sich in jener Sekunde, in der die Katastrophe die Erde erfasst hatte, in der Luft befunden hatten, wurde ihr übel.

## 6

Pater Fabian fragte sich, ob er ein Rauschmittel zu sich genommen hatte, ohne es zu wissen, und deswegen halluzinierte, oder ob sein Geist durch die Belastungen der vielen Exorzismen aus den Fugen ging. Beide Möglichkeiten wären ihm lieber gewesen als die Erkenntnis, dass das, was um ihn herum geschah, Realität war. Inzwischen tanzte auch die dritte Frau vor ihm und entledigte sich lachend ihrer Kleidung. Ihre Bluse flog an seinem Kopf vorbei, dann der Rock ihres Kostüms und schließlich traf ihn ihr BH mitten im Gesicht.

»Bitte, lassen Sie das!«, rief er verzweifelt. Doch die Frau wiegte sich wie eine Schlange, zog dabei ihren Slip aus und ließ ihn um den Finger kreisen.